



Compassion- Initiative

Bedingungen für den schulischen Erfolg

Prof. Dr. Lothar Kuld, Karlsruhe (in Forum 27)

Bedingung für die Akzeptanz und den schulischen Erfolg des Projekts

Das Compassion-Projekt wurde in den Schuljahren 1996/97 und 97/98 von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe wissenschaftlich begleitet. Neun Schulen unterschiedlicher Schularten: Hauptschule, Förderschule, Realschule, Gymnasien verschiedenen Typs, kirchliche wie staatliche Schulen, die das Compassion-Projekt ihrem Profil adaptierten, waren in die Untersuchung einbezogen. Der Abschlußbericht liegt seit dem Februar 1999 vor. Eine Buchfassung erscheint im März kommenden Jahres im Kohlhammer-Verlag, Stuttgart.

Am Schluss des Berichts über unsere Untersuchung haben wir die Frage gestellt, wovon denn nun der Erfolg des Compassion-Projekts an den Schulen abhängt. Diese Frage lässt sich selbstverständlich nicht im Sinne alter Konditionierungstheorien beantworten. Das wäre weder ethisch noch pädagogisch zu verantworten. Schulische Bildung dient der Autonomie, nicht der gesellschaftlichen Zurichtung der nachfolgenden Generation. In gleichem Sinne dient ethische Erziehung in der Schule der moralischen Autonomie und Selbstbestimmung der Jugendlichen. Damit aber dieser Lernprozess in Gang kommen kann, braucht es Bedingungen, unter denen die ethische Dringlichkeit spezifischer ethischer Haltungen einzusehen und zu verstehen ist und - bezogen auf die Zielsetzung des Compassion-Projekts - die Bereitschaft zu Solidarität, Kooperation und Hilfsbereitschaft im Sozialen entstehen kann.

Eine erste Bedingung hierfür ist zunächst einmal die Begegnung mit jenen Menschen, denen Solidarität und Kooperation gelten soll. Diese Begegnung kommt nicht von allein zustande. Sie muss vielmehr in einer Gesellschaft wechselseitig separierter Lebenswelten, in denen die Behinderten, alte Menschen, Kinder usw. in eigenen Einrichtungen und eigenen Welten leben, organisiert werden. Compassion-Schulen erfüllen mit ihrer Initiative diese organisatorische Funktion. Sie öffnen ihre Schulwelt auf Lebenswelten hin, die in der Schule sonst real nicht vorkommen: die Welt kleiner Kinder, die Welt alter Menschen, die Welt der sog. Behinderten, der Flüchtlinge, der Kranken, der Obdachlosen usw. Die Schülerinnen und Schüler machen dabei, in den Praktika, ganz unterschiedliche

Erfahrungen, und sie artikulieren unterschiedliche Einsichten. Die einen berichten von einer Neuorientierung ihres Bildes von kleinen Kindern und ihrer neu gewonnenen Wertschätzung erzieherischer Arbeit, andere entdecken den Lebensmut und den Charme alter Menschen, andere korrigieren ihr Bild von den sogenannten Behinderten, andere sehen den Bildungseffekt der Schule und des Unterrichts nach dem Praktikum kritischer als vorher, andere sprechen von einer Stärkung ihres Selbstwertgefühls ("Ich kann etwas, von dem ich nicht dachte, dass ich es könnte.")

Die Wirkungen von Praktikum und Compassionunterricht sind also vielfältig. Sie hängen kurz zusammengefasst und konzentriert auf schulinterne Faktoren einmal von den Schülerinnen und Schülern selbst ab, von ihrer sozialen Vorerfahrung in Vereinen, Kirchen und Elternhaus; dann von der Intensität der Praktikumserfahrungen und der Qualität des begleitenden Unterrichts, also den Lehrerinnen und Lehrern; und es gibt ganz offensichtlich geschlechtsspezifische und im Blick auf kirchliche Jugendliche auch sozialisationsspezifische Effekte, die zumal an Schulen in kirchlicher Trägerschaft berücksichtigt werden müssen.

Zur Akzeptanz des Projekts bei Schülerinnen und Schülern

In der Hypothesenbildung gingen wir davon aus, dass die Jugendlichen einer im Sinne Kohlbergs konventionellen Moral verhaftet sein werden. Das heißt, sie werden den Einsatz für andere gut finden, weil das sozialmoralische Leben mit andern, das Leben in einer Gruppe, die Solidarität mit jenen, die Unterstützung und Zuwendung brauchen, einschließt. Dieser entwicklungstheoretische Blick besagt, dass nicht die Altersstufe oder Schulart für Wirkungen des Projekts ausschlaggebend sind, sondern die soziale Perspektive und mit ihr die Struktur des moralischen Urteils, das heißt der Grad der Komplexität, mit welcher eine Situation moralisch erfasst und beurteilt wird. In diesem Zusammenhang ist nun auch zu sagen, dass im Jugendalter die Moral weniger eine eigenverantwortete als eine gruppen- und geschlechtsspezifische Rollenmoral ist.

Deshalb entlastet es den einzelnen Schüler vom Begründungsdruck gegenüber anderen, wenn das Compassion-Projekt für alle Schülerinnen und Schüler einer Klassenstufe verpflichtend ist. Gleichwohl gibt es natürlich immer wieder auch einige wenige Schüler, die trotz dieser schulischen Verpflichtung Schwierigkeiten mit dem Projekt haben. Der Grund ihrer Schwierigkeiten liegt nach unserer Beobachtung meist außerhalb der Schule: in einem Elternhaus und einem Freundeskreis, der das Projekt und soziales Handeln nach Aussage der Schüler allgemein eher ablehnt. Ob diese Auskunft eine Rationalisierung noch einmal ganz anderer Problemlagen ist, wissen wir nicht. Unverzichtbar für den Erfolg des Projekts scheint uns aber eine entsprechende Elternarbeit zu sein, in der auch den Eltern die Zielsetzung und der Ablauf des Projekts erklärt wird.

Insgesamt repräsentieren die Schülerinnen und Schüler jenen neuen Sozialisationstypus, der altruistische Haltungen und Eigeninteresse problemlos miteinander zu verbinden weiß. Die Schülerinnen und Schüler sind prosozial nicht aus religiösen Gründen und nicht aus Opferbereitschaft, sondern weil es ihnen "Spaß" macht, mit Menschen zusammenzusein, auch mit Menschen, denen sie ohne die Anregung durch das Compassion-Projekts vermutlich nie begegnet wären.

Die Hypothese, dass die Akzeptanz des Compassion-Projekts in dem Maße steigt, wie die Schülerinnen und Schüler das Projekt für sich selbst als einen persönlichen Gewinn (das meint das Wort "Spaß") betrachten können, hat sich bestätigt. Deshalb ist es ein Gradmesser für den Erfolg des Compassion-Projekts, wenn die Schülerinnen und Schüler das Projekt am Ende des Schuljahrs als eine wichtige, positive und für sie selbst

bedeutsame Erfahrung bezeichnen. Das war in den untersuchten Schulen ganz überwiegend der Fall.

Zur Akzeptanz des Projekts bei den Lehrerinnen und Lehrern

In moralpädagogischer Sicht bedeutsam ist die Beobachtung, dass die Schülerinnen und Schüler sich in den verschiedenen Einrichtungen erstaunlich gut orientieren, dass unter den Schülern selbst viele Gespräche zum Praktikum laufen. Ähnliches berichtet ein Teil der Schüler von Gesprächen zu Hause. Die Lehrer fühlen sich auf diese Gespräche allerdings nicht gut vorbereitet. Die daraus resultierende Unsicherheit, wie denn zu Compassion Unterricht gemacht werden solle, verschärft sich noch, wenn die Schülerinnen und Schüler aufgrund ihrer Erfahrungen in den Praktika auch die Schule und den Unterricht in einem neuen, meist kritischeren Licht sehen.

Die Akzeptanz des Projekts wird daher auf der Lehrerseite mit von entsprechenden Fortbildungsangeboten abhängen. Sie müssten vermitteln, wie ethisches Lernen an Schulen geht. Nach unserer Auffassung geht es nicht im Sinne traditioneller Wertevermittlung und auch nicht als romantische Erziehung, die es den Jugendlichen überlässt, ihre Triebregungen nach Belieben selbst zu organisieren. Für die Schule gangbar erscheint uns eine Sicht der Jugendlichen als Konstrukteure ihrer Moral. Jugendliche machen sich Gedanken über die Geltung von Moral. Sie sind wie schon die Kinder unsere besten Zeugen. Sie spiegeln die Moral ihres Umfelds - oder deren Fehlen. Deshalb kommt es im Compassion-Projekt darauf an, dass die Milieus der sozialen Einrichtungen, in denen die Jugendlichen arbeiten, auch das Nachdenken über diese Arbeit und die moralischen Grundlagen dieser Arbeit anregen. Wo dies die Einrichtungen selbst nicht tun können, können das die Schulen, kann das der Unterricht. Und wie der Artikel von Stefan Gönninger in diesem Heft zeigt, ist der Unterricht, der das Praktikum begleitet, in der Tat jener Ort, an dem die im Praktikum gemachten Erfahrungen mit reflektiert werden, und das Faktum dieser Reflexion oder ihr Fehlen entscheidet mit über den Erfolg des Projekts. Deshalb ist es mit dem Praktikum allein nicht getan und sind, wie wir denken, die Lehrerinnen und Lehrer für den Erfolg mit entscheidend. Die Ausgangslage ist in dieser Hinsicht günstig, jedenfalls an den untersuchten Schulen. Die Mehrheit der befragten Lehrerinnen und Lehrer befürwortet die Einrichtung des Compassion-Projekts an ihrer Schule.

Besondere Wirkungen bei Schülerinnen

Schülerinnen verbinden mit dem Compassion-Projekt deutlich andere Erwartungen und Befürchtungen als ihre gleichaltrigen Mitschüler. Sie erwarten auch eher einen Impuls für eine mögliche berufliche Orientierung. Emotional erfahren sie mehr Zuneigung, Freude und Spaß als ihre männlichen Altersgenossen. Diese wiederum befürchten mehr, sich zu langweilen und wenig aus dem Praktikum für sich mitnehmen zu können. Nach dem Praktikum gleichen sich die Werte an, d.h. die Jungen vor allem revidieren ihre Befürchtungen, die Mädchen sehen ihre Erwartungen bestätigt. Ein Unterschied bleibt freilich. Während die Mädchen sehr viel von positiven wie negativen Vorbildern bzw. Vorbildwirkungen berichten, können die Jungen dem nicht folgen. Ein Grund könnte sein, dass in sozialen Berufen überwiegend Frauen arbeiten; ein anderer, dass Mädchen wie Jungen trotz vergleichbarer Sozialisationserfahrungen nach wie vor unterschiedliche Rollenerwartungen realisieren. Compassion scheint eine Moral der Fürsorge zu begünstigen, die im Selbstbild von Mädchen eher einen Platz zu haben scheint als im Selbstkonzept von Jungen.

Weitere Voraussetzungen für einen Erfolg

Eine vergleichbar besondere Akzeptanz und Wirkung des Projekts ist auch bei kirchlich gebundenen Jugendlichen nachweisbar. Sie zeigen eine signifikant größere Bereitschaft, in Schülersicht schwierige Einsatzorte zu wählen. Ein Grund ihres außergewöhnlichen Engagements könnte u.a. darin zu suchen sein, dass die Schüler aus den Kirchengemeinden Beispiele sozialen Engagements kennen und sozial auch sonst gut integrierte Jugendliche sind. Offensichtlich begünstigt soziale Integration und die dabei zu machende Erfahrung, dass das Engagement für andere sich lohnt, die Ausbildung altruistischer Haltungen. Das Compassion-Projekt kann soziale Integration als eine Voraussetzung für soziales Engagement nicht ersetzen, aber es bietet die auf einen überschaubaren Zeitraum begrenzte Chance an zu erfahren, dass das Dasein für andere mich selbst bereichern kann.

Es gibt so etwas wie ein "High"-Erlebnis des Helfens. Damit dieses Erlebnis nicht verblasst und der gewünschte Lerneffekt eines sozusagen moralischen Gedächtnisses der Mitleidenschaft eintritt, braucht dieses Erlebnis die Reflexion, die mit der Rationalität des Sittlichen und dem angestrebten pädagogischen Ziel der moralischen Selbstverantwortung notwendig verbunden ist. Erlebnisse und Erfahrungen bedürfen der Klärung, wenn sie zu Haltungen führen sollen. Eben dieser Aufgabe dient der Unterricht im Rahmen des Projekts. Schon die Gedächtnisforschung kann einen darüber belehren, dass Erfahrungen, die immer wieder mal erinnert werden, bleiben.

Ein Gedanke zum Schluss: Das Compassion-Projekt verändert die Wahrnehmung der Schule und ihres Milieus. Die Schülerinnen und Schüler beobachten genauer, was der Unterricht ihnen bringt. Die Gespräche auf den Schulhöfen gewinnen an Lebensernst. Das Projekt verändert damit langfristig auch diese Schulen. Wir können nicht nachweisen, dass die Schüler der Compassion-Schulen am Ende eine voraussagbar größere Handlungsbereitschaft im Sozialen nachweisen. Wir können jedoch zeigen, dass sie im Vergleich mit den Kontrollgruppen eine größere Aufgeschlossenheit und Achtsamkeit für soziale Probleme haben. Sie wird verstärkt, wenn die Lehrerinnen und Lehrer diese erhöhte Sensibilität für das Soziale würdigen und ernst nehmen, also anerkennen. Von diesem pädagogischen Engagement der Lehrkräfte hängt der Erfolg des Projekts nachweislich mit ab.

Lothar Kuld